

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ein lebensgefährliches Reitpferd

[urn:nbn:de:bsz:31-339361](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339361)

heißung hat, daher derjenige, der es treulich befolgt, einen Anspruch an Gott hat, gleichsam als hätte er ein von ihm unterschriebenes Versprechen in Händen.

Hinwider ist es auch Empörung gegen Gott, wenn ein Kind die Autorität seiner Eltern nicht anerkennt; von diesem Augenblicke an ruht Gottes Segen nicht mehr auf ihm und es kann nicht mehr ruhig und glücklich sein in seinem Herzen.

Um glücklich zu sein, soll das Kind ehrfurchtsvoll den Eltern gehorchen, ohne Widersprechen, ohne Murren; der Eltern Willen soll es heilig achten, selbst wenn, seiner Meinung nach, sie sich in der ihm erteilten Erziehung irren; kindliche Ehrfurcht verwandelt sogar irrige Erziehung in Segen.

Wie aber, wenn, zum Unglück, die Eltern in Sünden leben, wenn ihr Beispiel ein Aergerniß ist für die Kinder, können, sollen sie dieselben dennoch ehren?

Ja, ehrfurchtsvolle Kinder decken die Sünden der Eltern zu, um sie selber nicht zu sehen und um sie vor fremden Augen zu verbergen. Der Kinder zarte, schonende Liebe hält die Familien aufrecht, welche durch die Schuld, die Fehler und Sünden der Eltern in ihrem Glücke bedroht sind.

Die Ehrfurcht gegen die Eltern soll wachsen und zunehmen, je weiter dieselben im Alter voranschreiten und, besonders, wenn die Schwächen und Gebrechen des späten Lebensabends sich einfinden; die weißen Haare des Großvaters und der Großmutter sind eine Ehrenkrone für die Familie!

Leider aber wird dieses nicht immer so verstanden! Man betritt bisweilen ein Haus, in welchem eine arme, kindlich gewordene Großmutter sich befindet, welche überall hindert, überall im Wege ist, und die, trotz ihres beschränkten Sinnes, wohl merken muß, daß sie zu lange lebt, zu lange zur Last fällt. Ihre lieblosen Kinder verargen es ihr, daß sie noch essen muß und doch nicht mehr arbeiten kann. O ihr Unglücklichen, ihr vom Geitze Verblendeten! Auch ihr könnt altern und schwach werden! Und wenn eure Kinder auch gegen euch so hart und grausam sind, wie ihr's jetzt seid gegen die arme, alte und gebrechliche Mutter? Wie dann! . . .

Manche Eltern klagen bitter über ungehorsame Kinder; sie mögen nur rückwärts schauen und ernstlich sich fragen: „Habe ich selbst Vater und Mutter geehrt?“ Muß dein Gewissen dir sagen, daß du auch lieblos und ungehorsam gewesen gegen deine Eltern, dann demüthige dich vor dem Herrn und bitte um Vergebung deiner Sünde, damit

aller Fluch von dir genommen werde und du volles Recht erhaltest von deinen eigenen Kindern Gehorsam und Ehrfurcht zu verlangen!

Wollen die Eltern von ihren Kindern geehrt sein, so müssen sie sich auch auf ehrenhafte Weise betragen. Wollen sie von ihnen respektirt sein als Gottes Stellvertreter, so müssen auch sie streng und gewissenhaft Gottes Gebote befolgen. Muß, leider, ein Kind sehen, wie Vater und Mutter mit einander zanken, streiten, bezzen und händeln, hört es sie schwören und fluchen und lügen, was wird da aus ihrer Autorität werden, was aus ihrem Einfluß auf die Kinder? . . . Dort lebt ein altes Weib, welches früher ein unordentliches und schlechtes Leben geführt hat, und, ihrerseits, ist auch die Tochter der Unordnung und der Lieberlichkeit ergeben; macht ihr die Mutter deswegen Vorwürfe, so muß sie die liebevolle Antwort hören: „Halt's Maul, du hast's ja auch so gemacht!“ . . .

Der Mensch, als ein Geschöpf Gottes, kann nur dann glücklich sein, wenn er sich in die von Gott gezeigte Ordnung, in seine Gebote fügt. Es ist daher durchaus wichtig und nothwendig, daß der Vater und die Mutter, denen Gott sein Kind anvertraut, sich eifrig bemühen, den himmlischen Vater zu ersetzen durch Reinheit, Frömmigkeit und Liebe; das Kind muß Vater und Mutter ehren, als Gottes Stellvertreter, durch Gehorsam und Ehrerbietung, Anhänglichkeit und Liebe. Auf diese Weise gestaltet sich die Familie zu einem Heiligthum, in welchem der Herr seinen Einzug hält und Wohnung aufschlägt, mit ihm aber auch Wohlfahrt und Frieden und Freude!

Ein lebensgefährliches Reitt Pferd.

(Mit einer Abbildung.)

Drüben im Schwarzwaldgebirge stand, am Ausgang einer wilden Felsenschlucht, von hohen, schlanken Tannen beschattet, eine Sägemühle, deren Räderwerk durch einen muntern, über Gestein dahinrauschenden Bach getrieben wurde. Weiter unten im Thale, an dem nämlichen Waldbach, befand sich noch eine Sägemühle, die „Ruckucksmühle“ genannt, weil diese einsamen Vögel den schattigen Aufenthalt in deren Nähe liebten und ihren geheimnißvollen Ruf im Frühling dort häufig ertönen ließen.

Es war an einem schönen Sonntagmorgen im Juni des Jahres 1852. Der junge Kettner, der Eigenthümer der oberen Sägemühle, saß in dem sauberen Stübchen seines ländlichen, an das Schneidewerk stoßenden Wohnhauses, am Frühstückstische. Seine schmucke, etwas jüngere Frau stand, in der netten sonntäglichen Landestracht,

vor ihm. In der linken Hand hielt sie das alte silberbeschlagene Gesangbuch und einen duftenden Strauß von Nelken, Rosen, Lavendel und Rosmarin. Die rechte bot sie ihrem Gatten mit freundlichem aber zugleich wehmüthigem Gruße. Man sah's der jungen, hübschen Frau, der Elisabeth, an, daß ihr heute der Abschied besonders schwer fiel.

„So muß ich also wieder allein zur Kirche gehen, lieber Philipp?“ fragte sie mit trauriger Stimme, und in ihrem frommen blauen Auge perlte eine Thräne. „Wie ganz anders war's doch sonst“, fuhr sie fort, „als wir uns zuerst auf dem Wege zur Kirche begegneten! Damals warst du eben als Mühlknappe eingewandert und hier in der Mühle in Arbeit getreten. Der alte kinderlose Müller hat dich, gerade um deines frommen Sinnes willen, so lieb gewonnen, daß er dir, dem fremden Burschen, die schöne Mühle zum Erbe hinterließ. Er ahnte halt nicht, daß du deinen Sinn so sehr ändern würdest!“

„Ach, laß mich mit deinem Weinen und Klagen zufrieden“, entgegnete Kettner unwillig. „Siehst du, Elisabeth, ich bin jetzt eben vernünftiger geworden. Das Beten und Singen überlasse ich den Geistlichen und den Weibern, die weiter nichts zu thun haben. Meine Meinung ist, ein Mann, der fleißig arbeitet und seine Pflicht und Schuldigkeit thut, ist dem lieben Gott droben weit angenehmer, als mancher Scheinheilige, der über dem ewigen Beten die schöne kostbare Zeit versäumt und dann Weib und Kind am Hungertuch nagen läßt.“

„O rede doch nicht so unchristlich, lieber Philipp!“ bat Elisabeth weich und milde. „Es steht ja geschrieben: Du sollst den Feiertag heiligen.“ Das ist und bleibt nun einmal unseres Gottes Gebot und Wille! Und hat man die ganze lange Woche über fleißig und rechtschaffen gearbeitet, so kann und soll man den lieben Sonntag zur Ruhe benützen und zum Anhören des Wortes Gottes. Wer das nicht thut, der hat gewiß keinen Segen zu erwarten, und du weißt doch: An Gottes Segen ist Alles gelegen!“

„Nun, ich dächte“ erwiderte Kettner, „daß Gottes Segen wohl in unserm Hause wohnet. Wir haben ein schönes Grundstück und unser gutes Auskommen. Auch leben wir mitammen glücklich und zufrieden, wenn du mich mit deinen wunderlichen abgeschwärmten Geschichten verschonest, in denen wir doch nie und nimmermehr zusammenstimmen. Ich meine, es ist doch deutlich zu sehen, daß Gottes Segen mit uns ist. Du verdienst ihn durch dein Beten und Singen und ich durch fleißiges Arbeiten. So thut jedes von

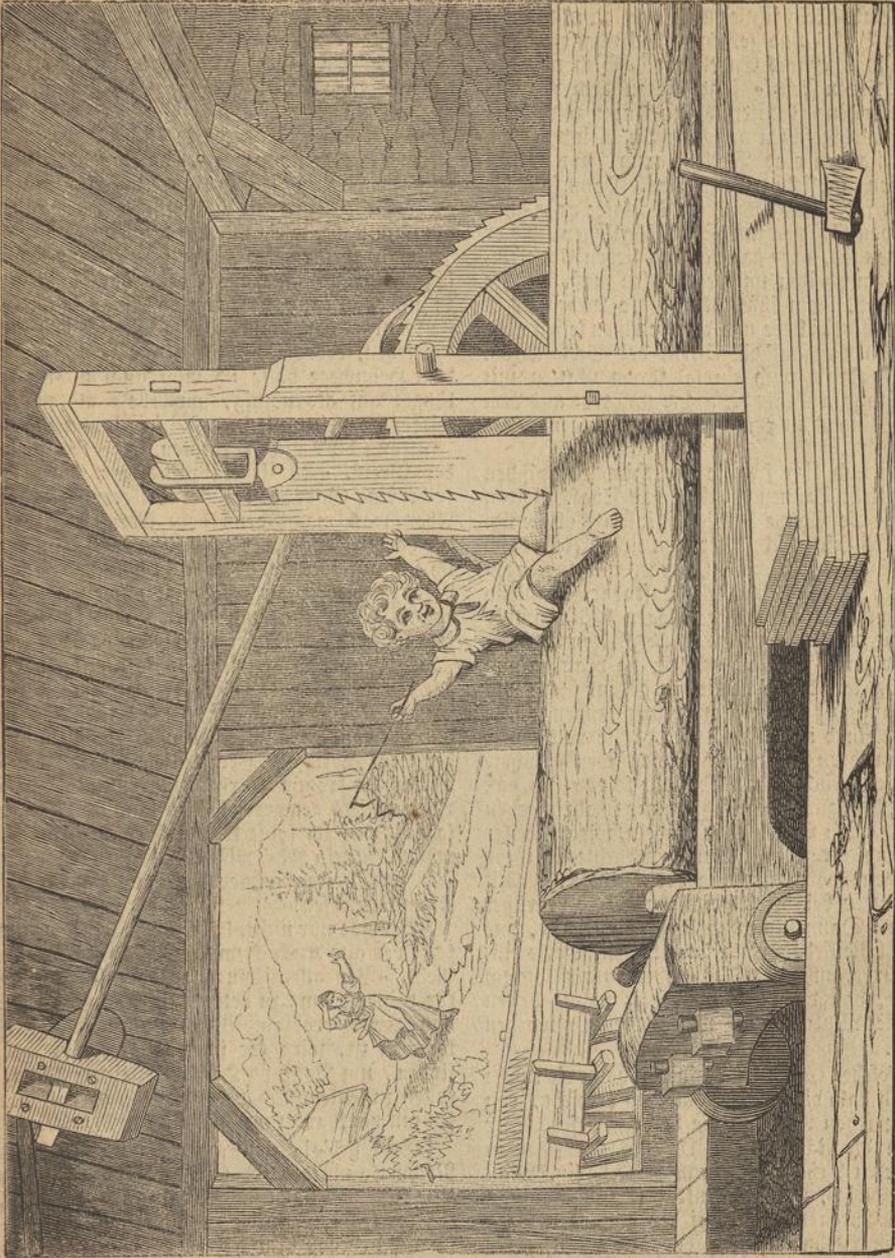
uns, was ihm am besten zuzagt, und, Punktum, dabei soll's ferner bleiben!“

„Ach, lieber Philipp“, bat Elisabeth, indem sie sich innig und herzlich an den geliebten Mann schmiegte, „wenn du doch nicht so reden wolltest! Das hast du leider von deinen sogenannten guten Freunden gelernt, welche dich abgezogen haben von dem Wege der Gottesfurcht. Früher hättest du's auch für eine Sünde gehalten, die Mühle klappern und werken zu lassen am lieben Sonntag. Und heute hast du auch noch die Magd in den Wald geschickt, um Streu zu holen. Das kann kein gutes Ende nehmen. Du wirst sehen, daß der Segen Gottes, der bisher mit uns gewesen ist, uns verlassen wird, wenn du so fortfährst den lieben Sonntag zu entheiligen. Du weißt ja, es steht geschrieben: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker eifriger Gott, der über die so mich hassen, die Sünde der Väter heimsuchet an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied.“ Und wenn er es nicht an dir oder mir thut, so wird er es an unsern Kindern thun, wenn wir seine Gebote übertreten.“

„Du bist ein Narrchen, liebe Elisabeth, mit deiner Strafpredigt“, versetzte der Sägemüller lachend. „Soll ich wirklich, wegen deiner frommen Grillen, die schöne Bestellung von der Hand weisen, die mir zu Theil geworden ist? Oder soll ich nun gar wortbrüchig werden, indem ich die bestimmte Zeit der Ablieferung nicht einhalte? Das würde nur Schaden bringen. Heutzutage muß man alle Hände rühren, wenn man ordentlich und ehrlich durchkommen will. Und das ist und bleibt doch die Hauptsache. Drum geh' du nur in die Kirche! Singe und bete dort für mich mit, und sei froh, daß ich's nicht verwehre, dir nicht und dem Mühlknappen nicht, der ja bereits schon hinunter ist in's Dorf. Darum muß ich wenigstens hier bleiben und für euch arbeiten.“

Und nochmals bat Elisabeth: „Lieber Philipp, versprich mir aber wenigstens, die Mühle stille stehen zu lassen während des Gottesdienstes. Und dann gib hübsch Acht auf unsern kleinen Fritz, daß er seine Milch erhält, wenn er aufwacht. Sieh' nur, er regt sich schon und wird nicht lange mehr schlafen. Mir ist so ungewöhnlich bang und schwer um's Herz, und ich möchte lieber gar nicht fortgehen, zumal die Magd auch nicht daheim ist. Weil aber die Großmutter drunten im Dorfe krank geworden und zu mir geschickt hat, so muß ich doch nach ihr schauen, um zu wissen, ob es ihr heute besser oder schlimmer geht. Und bin ich einmal in unserm Dorfe, so kann ich unmöglich bei der Kirche vorübergehen.“

Indem Elisabeth diese Worte sprach, trat sie



Ein lebensgefährliches Weitzferd.

Pantan
 inden sie
 sten Mann
 en wolleht
 unten ganz
 gen - behr
 der hirtch
 die Wäld
 den Sonn
 ap in der
 kann lin
 das der
 mojen ö
 ührit der
 gt ja, es
 Wett, kin
 jo miß
 an den
 - Uob
 wird er
 die Ge

 6, mit
 müller
 from-
 Hand
 Der
 em jö
 ein-
 Gunt-
 man
 das
 ch du
 mich
 e, bir
 bereit
 ug is
 eiten.
 hüllip,
 e stille
 temtes.
 Fleimen
 er auf-
 e wird
 erwöge
 müchte
 ad auch
 t drun-
 mir ge-
 en, um
 immer
 fe, is
 gepen-
 trat sie

mit ihrem Manne durch die offene Thüre des Kämmerleins an das Bett ihres dreijährigen Söhnleins. Fritz schlief noch und lag mit seinen rosigen Backen und goldenem Lockenhaar da wie ein schlummerndes Engelskind. „Sieh nur den kleinen lieben Fritz!“ sagte sie zu dem mit ans Bett getretenen Gatten, dessen Augen mit väterlichem Wohlgefallen auf dem Knäblein ruheten. Beide standen eine Weile stumm, und in den lieblichen Anblick versunken, da. Dann fuhr die Mutter fort: „Er lächelt im Schlafe; er träumt gewiß von Blumen und Schmetterlingen, die er so gerne mag, oder gar von den lieben Engeln, von denen ich ihm immer erzählen muß. Behüte dich Gott, mein süßes Kind!“ so sprach sie in inniger Mutterliebe und drückte einen leisen aber zärtlichen Kuß auf die Stirne des Schlafenden. Dann gab sie noch einmal ihrem Gatten mit wehmüthigem Blicke die Hand und trat aus dem Hause hinaus in den warmen, sonnigen Morgen hinein.

Blau und klar schaute der Himmel zwischen den dunkeln Tannen herab in das Thal. Golden leuchtete die Sonne hernieder, just als ob sie sich besonders geschmückt hätte zum lieben Feiertage. Die Vögelein zwitscherten, sangen und jubilirten ringsum, daß es eine helle Luft war. Tausend Käfer und Schmetterlinge flogen lustig umher oder wiegten sich auf den thaubeperkten Halmen und Gräsern. Es war prächtig da draußen und der Weg leicht und lieblich zu gehen. Still und andächtig ging Elisabeth am plätschernden Bache entlang hinab in's Thal. Sie dachte voll Behmuth an ihren Mann und an das eben geführte Gespräch zurück. Es war ihr sehr schmerzlich, daß sie den Weg zur Kirche jetzt immer so allein gehen mußte. Dann überflog ein Lächeln, wie ein heller Lichtstrahl ihre Züge. Gewiß gedachte sie ihres herzlichsten Söhnleins und des Jubels, womit die Mutter bei ihrer Heimkehr würde begrüßt werden. Dann sann und sorgte sie wieder, wie sie wohl die liebe Kranke drunten im Dorfe finden würde, und ein stilles Gebet entquoll ihrem Herzen, daß der treue Gott hier gnädig helfen und die Mutter bald wieder gesund machen möchte.

In solchen Gedanken versunken hatte die rasche Elisabeth bald die „Ruckucksmühle“ erreicht, von welcher schon Anfangs die Rede gewesen. Hier standen die Käber stille. Das Wasser schoß in dem tiefen Mühlgraben rauschend dahin. Man merkte gleich, daß die Leute hier den Sonntag noch in Ehren hielten. Auf der hölzernen Bank vor dem Wohnhause saß der alte Müller. Er hatte sein Kapplein eben vom Haupte genommen,

von ehrwürdigen Silberlocken umkränzt, und hielt's andächtig in den Händen, da drunten vom Dorfe herauf der Kirchenglocken fernes Geläute feierlich ertönte.

„Grüß' Euch Gott, alter Vater!“ rief freundlich die junge Frau, und fragte: „Kommt Ihr mit mir zur Kirche?“

„Nein, nein,“ erwiderte lächelnd der Alte; „lauf du nur immer zu, du junges, flinkes Frauchen! Meine siebzig Jahre lassen mich nicht mehr Schritt mit dir halten. Aber ich komme langsam nach, wie's mir am bequemsten ist.“

„Habe heute auch mehr Eile, denn sonst,“ sagte Elisabeth. „Gestern Abend hat die Mutter zu mir geschickt, daß ich sie doch besuchen soll, weil sie krank geworden ist. Drum will ich erst nach ihr sehen, bevor ich in die Kirche gehe. Und auf dem Heimwege halte ich mich auch nicht gerne länger auf als nöthig, um sobald als möglich wieder zu meinem kleinen Fritz zu kommen.“

„Kann dir's nicht verdenken, Elisabeth,“ meinte der Greis. „Es ist ein prächtiger Junge, so recht eine Gabe von unserm lieben Herrgott! Aber was macht denn dein Mann? Arbeitet der heute schon wieder? 'S mag wohl sein, denn ich saß und lauerte, ob er nicht bald das Schutzbrett zuschieben würde, damit unser Bach auch einmal seinen Feiertag hätte. Hab' jedoch bis jetzt umsonst darauf gewartet!“

„Ach, ich hab den Philipp so herzlich darum gebeten,“ berichtete Elisabeth; „aber in diesem Stücke hört er nicht auf meine Bitten, so lieb und gut er sonst auch gegen mich ist. Wenn nur der liebe Gott sein Herz lenken wollte, daß er wieder so fromm würde, wie früher! Jetzt ist Alles anders geworden! Euch kann ich das schon sagen, was ich sonst keinem Menschen entdecken möchte. Allein Ihr wißt es so gut als ich und seid uns beiden immer der beste und treueste Freund gewesen!“

„Verzage nur nicht, liebe Nachbarin!“ ermunterte der alte Ruckucksmüller voll theilnehmender Liebe. „Vor allen Dingen höre nur nicht auf für deinen Mann zu beten! Unser Herrgott wird dich gewiß erhören. Wenn die rechte Zeit gekommen ist, wird Er schon Mittel und Wege finden, um Philipps Herz nach seinem Wohlgefallen zu lenken, und du wirst Ihn hernach preisen mit dankbarem und fröhlichem Munde!“

„Gott geb's!“ entgegnete Elisabeth seufzend. Nochmals nickte sie dem Alten freundlich zu und eilte dann das Thal hinab, um so rasch wie möglich zur kranken Mutter zu gelangen. Der Müller schaute liebevoll dem holden Weibchen nach, erhob sich dann langsam von seiner Bank und

ging in's Haus, um sich ebenfalls mit den Seilen zu rüsten für den gewohnten Gang zur Kirche. —

Philipp Kettner, der Sägemüller, hatte unterdessen fleißig gearbeitet. Er nahm ein geschnittenes Brett um das andere hinweg, schaffte die Sägespäne bei Seite und freute sich, daß er den scharfen Zähnen der Säge bald wieder einen mächtigen Baumstamm zur Arbeit vorlegen könne. Dann ging er in's Haus und sah nach dem eben erwachten Fritz, welcher ihm lächelnd die Arme entgegenstreckte. Er küßte ihn zärtlich und gab ihm seine bereit stehende Milch zu trinken. Sodann nahm er den muntern Kleinen aus dem Bettchen und brachte ihm mancherlei Spielsachen, damit er sich die Zeit vertreiben sollte. Hierauf ging der Vater wieder hinaus in die Sägemühle, um dort seine begonnene Arbeit weiter fortzusetzen.

Wir wollen uns nun wieder nach Elisabeth umschauen, welche mittlerweile das Dorf erreicht hat. Sie eilte sogleich zu ihrer Mutter, der Wittve des ehemaligen Schullehrers. Zu ihrer großen Freude fand sie die liebe Kranke viel besser, als sie gefürchtet. Die alte Frau hatte eine gute Nacht gehabt, und versicherte, daß sie sich bedeutend wohler und leichter fühlte. Die zärtliche Tochter verließ sie darauf mit ruhigem, getröstetem Herzen und ging zur Kirche, woselbst sie ihren Platz einnahm in der gewohnten Bank, der längst bekannten. Wehmüthig ergriffen lauschte sie den frommen Tönen der Orgel, welche ihr theurer Vater selig so viele Jahre mit inniger Lust und Freude gespielt hatte. Ihrem Sitze gegenüber befand sich die Kanzel, ein alterthümliches Kunstwerk, mit reichen Schnitzereien verziert und von Engeln getragen. Als Elisabeth ihre Augen erhob, ruhte ihr Blick unwillkürlich auf einem der Engel, dessen Züge sie schon oft an ihren lieben kleinen Fritz erinnert hatten. War es, daß sie ihres fernen Kindes in stiller Sehnsucht und mit heimlicher Mutterangst gedachte? Plötzlich schien es ihr, als ob sich das Lächeln auf des Engels Antlitz in den Ausdruck eines tiefen Schmerzes verwandelt. Sie wollte sich fassen und beruhigen durch den Gedanken, das sei nur eine Täuschung ihrer Sinne. Doch das Mutterherz ließ sich nicht so schnell beruhigen. Jetzt nahm sie sich vor, ihre Augen nicht mehr nach der Kanzel zu wenden. Aber die Mutteraugen wollten sich nicht gebieten lassen. Immer wieder richteten sie sich nach demselben Punkte, und immer wieder, so oft sie es auch sich ausredete, erschrak sie von Neuem über des Engels schmerzliche Gesichtszüge.

Eine unsägliche, peinliche Angst bemächtigte sich endlich der jungen Sägemüllerin. Sie konnte es nicht mehr aushalten in der Kirche, sie mußte hinaus, sie mußte hinein zu ihrem geliebten Kinde. Ganz blaß und bleich erhob sie sich, flüsternde der Nachbarin zu, daß ihr nicht wohl sei und wankte bebenden Fußes in's Freie hinaus.

Hier lehrten der Zagenben die Kräfte zurück. Sie flog mehr, als sie ging, durch das Dorf und dann den steinigigen Weg in dem Waldthale hinauf. Sie bemerkte nicht den blauen Himmel und den glänzenden Sonnenschein, hörte nicht den Gesang der bunten, muntern Vögel, achtete nicht mehr auf die Blumen am Wege; so schnell als sie nur gehen konnte, eilte sie dahin, um nach Hause zu kommen. Der Weg war eben nicht kurz, aber heute schien er ihr zehnmal so lang als sonst, und immer mehr beschleunigte sie die raschen Schritte. Die dunkle, geheimnißvolle Angst des Mutterherzens trieb sie mit frischer Kraft dem heißersehnten Ziele zu, aber je näher sie demselben kam, desto mehr wuchs die Angst ihres Herzens.

Endlich stand Elisabeth am Ausgange der Waldschlucht; die Sägemühle lag vor ihren Augen. Nengstlich überblickte sie den Mühlenhof und die inneren Räume. Allmächtiger Gott, was sah die arme Frau? Ihr kleiner Fritz saß oben auf einem Baumstamm, welcher sich gerade der glänzenden und schneidenden Säge entgegen bewegte. Er klopfte jubelnd in die Händchen, und seine herabhängenden Füßchen zappelten vor Lust und Wonne. Dabei ging's mit jedem Augenblick der mörderischen und auf- und niedersahenden Säge immer näher und näher. Das Kind ahnte nicht die furchtbare, über seinem jungen, sorglosen Leben schwebende Gefahr. Es freute sich ob des großen hölzernen Pferdes, auf welches es nicht ohne Mühe geklettert, und ob des lauten Knirschens der blinkenden Säge. Der Vater war nirgends in der Nähe zu sehen; die Magd und der Mühlbursche waren nicht daheim.

Ein herzerreißender Schreckenschrei entrang sich bei diesem furchtbaren Anblick dem schauernden Mutterherzen! Fast bewußtlos, wie gelähmt und festgebannt, starrte die arme Elisabeth das grauenerregende Bild an. Schnell aber ermaunte sie sich und flog, wie auf Flügeln der Angst und Liebe hin, nach der Mühle, um wo möglich ihr theuerwerthes Kind vom gräßlichen Tode zu retten! Wird sie nicht zu spät, und wenn auch um wenige Augenblicke nur, zu spät kommen? Schon ist die Säge dicht, ganz dicht an dem lieblichen Lockenköpfchen; die nächste Sekunde muß Entscheidung bringen! Unwillkürlich und ver-

zweifelt streckte die Mutter ihre Hände nach dem Söhnlein aus. Da, welch Wunder! hält die Säge plötzlich an, und das ganze Mühlenwerk steht, wie von einer starken Hand aufgehalten, mit Einem Schläge stille!

Noch konnte die zitternde Mutter es nicht fassen und begreifen, durch welches Wunder, im Augenblick der höchsten Gefahr, die Räder so plötzlich angehalten und zum Stehen gebracht worden waren. Auch hatte sie keine Zeit, darüber nachzudenken. Das geliebte Kind vom Baumstamme herunternehmen und an das lautpoehende Herz drücken, das that sie mit einem Blick heißen und innigsten Dankes zum Himmel empor. Solches war vom Herrn geschehen, und war ein Wunder vor ihren Augen!

Elisbeth's Schreckensruf hatte der im Hintergrund des Bretterschuppens beschäftigte Sägemüller gehört. Voll Erstaunen war er hervorgetreten und hatte sein Söhnlein in der gräßlichen Gefahr gesehen; unsägliches Schaudern durchzuckte ihn. Er sah aber auch, wie die bebende Mutter die schräge Bahn hinaufseilte, um ihren Liebling der schrecklichen Säge zu entreißen, und daß sie, allem Anschein nach, zu spät kommen mußte, daß hier überhaupt keine Menschenhand mehr helfen konnte. Da bemerkte er zu seinem größten Staunen, daß die Säge plötzlich stille stand. Ihm bebte das Herz in der Brust, denn nur eine wunderbare Fügung des allmächtigen und barmherzigen Gottes konnte der Mühle und der schneidenden Säge, im Augenblick der entsetzlichen Gefahr, Halt gebieten. Wie ein Blitz traf ihn jetzt die Erkenntniß seiner schweren Schuld. Er hatte heute, am Sonntag, die Mühle in Bewegung gesetzt und dadurch das Leben seines einzigen Kindes gefährdet; Gott der Herr aber hatte in Gnaden das schreckliche Unglück verhütet!

Tief beschämt und erschüttert eilte Philipp zu Weib und Kind und herzte sie unter Jubel und Thränen. In der Freude seines Herzens erzählte der Vater, daß er soeben innerlich gelobt habe, in Zukunft den lieben Sonntag heilig zu halten, was Elisbeth vernahm mit freudigem Dank gegen den barmherzigen Gott.

Nun erst bemerkten die glücklichen Eltern den alten Nachbar aus der Kuckucksmühle, welcher Alles mit angesehen hatte. In demselben Moment, als die Säge in ihrer Bewegung plötzlich angehalten wurde, war er in den Mühlfhof getreten. Mit gefalteten Händen stand der ehrwürdige Greis da und lobte den Herrn, der ihn zu einem Werkzeuge seiner wunderbaren Hülfe und Gnade erkoren hatte. Er war nämlich mit

des Alters bedächtigen Schritten dem Dorfe nahe gekommen; er hatte noch über die, kurz vorher, mit Elisbeth gehabte Unterredung nachgedacht, deren wehmüthigen Blick aus den frommen, blauen Augen er nicht wieder vergessen konnte. Da war ihm auf einmal, wie von Gott gesandt, der Gedanke gekommen, daß es wohl ein gutes Werk sein möchte, wenn er seinen jungen Handwerksgeossen droben mit Gewalt an der Sonntagsarbeit hinderte und ihn so durch die That, nicht mit Worten bloß ermahnte, zur alten, frommen Sitte zurückzuführen; dieser Gedanke war dem Alten so wichtig und lieb geworden, daß er sogar seinen Gang zur Kirche darüber aufgeben hatte. Er kehrte daher wieder um und schritt Philipp Kettner's Sägemühle unverdrossen zu, welche er glücklich erreichte. Still und unbemerkt schlich er an derselben vorüber, bis er die Schlucht oberhalb, wo der Waldbach rasch hindurchfloß, erreichte. Hier hatte er den Mühlensturz, das Stellbrett, zugeschoben, so daß aus dem Bach kein Wasser mehr in den Mühlfgraben fließen konnte. Nachdem solches geschehen, ging der wackere Mann langsam nach der Mühle zurück, um dem jungen Nachbar noch mit ernstlichen und väterlichen Worten in's Gewissen zu reden.

Aber schon hatte Gott der Herr selber durch seine Zeichen und Wunder nachdrücklich zu Philipp Kettner geredet. Es war ja klar, daß die Sägemühle stille stand, weil das Wasser durch das Zuziehen des Mühlensturzes allmählig abgelaufen war, daß jedoch der alte Nachbar diesen Gedanken gehabt und ausgeführt hatte, und dies gerade zu solcher Zeit geschehen war, daß dadurch die Mühle, im letzten Augenblicke der drohenden Gefahr, stille stehen mußte, das war ein Wunder, welches der Allmächtige vollbracht hatte. Es bedurfte nun keiner menschlichen Ermahnungen, keiner menschlichen Worte mehr. Aber wohl konnten die jungen Eltern kaum Worte finden, um dem biedern, ehrwürdigen Freunde ihres Herzens innigen und gerührten Dank auszusprechen. Beide hüteten fortan ihren geretteten Liebling wie ihren Augapfel. Alle drei leben heute noch glücklich und friedlich mit einander. Der Sägemüller hat treulich das Wort gehalten, welches er dem guten und gnädigen Gott in jener ersten Stunde zugesagt hat. Mancher Sonntag ist seit dem Jahre 1852 in's Land gekommen, aber niemals hat seine Mühle wieder an einem Tage des Herrn geklappert. In den sechs Wochentagen wurde fleißig und rüstig und gemeinsam gearbeitet, am Sonntag jedoch herrschte Ruhe und Stille und nur wenn's durch-

aus unmöglich war den Gang zur Kirche gemeinschaftlich zu machen, wurde derselbe ausgesetzt.

Ueber der Thürpfoste der Sägemühle steht noch heut, mit großen Buchstaben in das Holz gehauen, die Inschrift: „Du sollst den Feiertag heiligen!“

Schauderhafte Blutrache.

In einem der fernsten Winkel der nördlichen Wüste Sahara, drüben in Afrika, mitten in der Einöde, leben unfer Gurbis oder Zelten von rothgegerbten Häuten aus Sudan, die Sukmarem, ein Stamm der Tuaregs, von sehr gemischtem Blut, und darum bei den übrigen Völkern dieses Landstrichs nur in geringer Achtung stehend. Ihre Tracht besteht aus Schafschafs, einem Mittel aus Ziegenfell, und in elenden Chaïfs, ihr ganzer Reichthum in einigen Kameelen, Eseln und Ziegen; allein sie verstehen sich tüchtig auf die Jagd, das edle Waidwerk, und treiben's mit Leidenschaft; ganze Monate verbringen sie im Gebirge, um die Gazelle, das Beaghr-el-wahsch und den Leruh zu jagen, deren Fleisch, frisch oder gedörrt, nebst der Milch ihres Hausviehs, etwas Getreide und den Datteln, welche sie aus dem Tibiköht zurückbringen, wenn sie daselbst ihre Jagdbeute in Straußenfedern und Fellen vertauschen, ihre beständige Nahrung bildet. Wie alle Bewohner der Saharawüste, legen sie sich aber auch zuweilen auf den Raub und ziehen als Wege-lagerer aus.

Der französische General Daumas, der lange in dem nördlichen Afrika lebte, erzählt in seinem Buche über die „Große Wüste“ folgende Begegnung mit diesem arabischen Stamme:

Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, so kamen einige Weiber der Sukmarem herbei, gleich den Männern, nur in ein Ziegenfell und einen schmutzigen Chaïf gekleidet, barfuß und mit ungekämmten Haaren, und bettelten uns an um Tabak und Datteln, die wir ihnen um Gotteswillen gaben. Kaum sahen dies ihre Männer, die sich seither versteckt gehalten hatten, so bettelten diese, durch unsere Freigebigkeit ermutigt, uns ebenfalls an, und nur durch gleiche Almosen konnten wir uns ihrer entledigen.

Die Häuptlinge dieser armfälligen Stämme sind zwar den Schems oder Scheïfs, den Anführern, vom Dschebel-Hoggar unterworfen, jedoch nicht so elend daran, als ihre Untergebenen; einige dieser Schems haben Heerden, und ihr Tauschhandel mit den von Zeit zu Zeit vorüberziehenden Karawanen oder auf den Märkten von Tibiköht, trägt dazu bei, ihnen ein angenehmeres

Dasein zu verschaffen, als es dem gemeinen Volk beschieden ist.

Die Sukmarem leben in immerwährender Fehde mit den Berbern der westlichen Gebirge; treffen sie auf ihren Jagden an demselben Brunnen mit ihnen zusammen, so greifen gewöhnlich beide Theile zu den Waffen, und da gibt's Scharten auszuweken, Revanche zu nehmen für frühere Kämpfe. Der Häuptling des Zelttes, wo wir Halt gemacht hatten, erzählte uns, auf welche Weise sein Vater, der Schem Badda, in einem blutigen Strauße mit den Alt-Dezdegue um's Leben gekommen sei. In der Sprache der Berbern bedeutet Alt: Sohn, gleich dem Med und Beni der Araber. Schem Badda nämlich und sieben bis acht seiner Freunde, auf ihren besten Kameelen, waren mit ihren Slugis, oder Windhunden, auf die Jagd geritten. Sie wollten eigentlich nur vom Fedscher bis zum Mognreb, das heißt, vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, ausbleiben, allein ihr Jägerglück veranlaßte sie, weiter zu reiten, und so durchpürschten sie seit sechs Tagen die Schluchten und Ebenen des Westens, lebten von ihrem Wildpret und löschten ihren Durst an den gemeinsamen Brunnen. Eines Morgens waren ihnen zwölf bis fünfzehn schlanke Gazellen aufgegangen; jeder wählte sich eine von ihnen zur Beute, bezte seinen Windhund auf sie und ritt ihr nach, wohin das flinke Thier eben laufen wollte. Im Nu stoben die Verfolgten auseinander und verschwanden auf dem weiten Plan, und die Jäger zerstreuten sich unklugerweise nun ebenfalls und waren bald durch die Unebenheiten des Bodens gänzlich von einander getrennt.

Zwanzig Reiter von den Alt-Dezdegue jagten auch in den äußersten Ausläufern des Gebirges und, zum Unglück, kam ihnen der Schem Badda gerade in den Weg. In wenigen Augenblicken war er umzingelt.

„Wo sind Deine Heerden?“ fragte ihn der Häuptling der Berbern und erhielt die Antwort: „Meine Heerden sind bei meinem Zelte, zwei Tagereisen von hier, in den Bergen.“

„Und wo hast Du deine Gefährten? wo lauern die herum?“

„Ich bin allein mit meinem Haupte,“ antwortete Badda.

„Du lügst, Hund!“ schrien die Berbern; „aber der Stock soll Dich schon zum Reben bringen! Steig' sogleich ab von Deinem Kameele!“

„Ich bin kein Lügner! ich bin ganz allein mit meinem Haupte,“ entgegnete der edelmüthige Schem, denn er wollte seine Freunde nicht in Gefahr bringen. Und ohne daß seine ruhigen Ge-